

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Unter Menschenfressern

[urn:nbn:de:bsz:31-337207](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337207)

Schnurrbart, was mir, offen gestanden, etwas zu wenig erscheint . . .“

„Du irrst dich“, erwiderte Fritz. „Ich habe diese Nacht Franz zum Verwalter meiner Güter ernannt. Ich gebe ihm einen ganz anständigen Lohn. Es ist gut, wenn ich alter Junggeselle mir etwas Ruhe gönne. Und da ich allein stehe auf der Welt, mache ich Franz zu meinem Universalerben . . . Du siehst, mein lieber Christian, Franz ist eigentlich reicher als du! Nur möchte ich zwei Bedingungen erfüllt wissen: Ich will dem ersten Kinde Bate sein und dann gibt mir Franz den Ginster, den er in dieser Johannisnacht bekommen hat.“

„Den sollt ihr haben, Herr Keller,“ sagte der Förster, der sich nicht mehr kannte vor Freude.

„Und ich,“ fügte Gretel hinzu, indem es dem Junggesellen an den Hals sprang, „ich will euch dafür umarmen, aber nicht wie ihr's verdient!“

„Und jetzt, Christian,“ machte Fritz mit einer Stimme, deren Ton fest erscheinen sollte, „jetzt wird die Sache mit deinem alten Rohan begossen!“

Der Wirt hatte den Wein eingeschenkt, nahm ein Kristallglas in die Hand und stieß an: „Auf die Johannisnacht!“

Wie seltsam es war! . . . Eine Träne stahl sich unter dem Augenlid hervor, die letzte, die er vergoß über seine arme Liebe, die er nunmehr im Innersten seines Herzens verbarg.

Der Braut war die Bewegung nicht entgangen. „Was ist euch, Fritz? Man könnte glauben, ihr weint!“

„Gib nicht drauf acht!“ antwortete er. „Ich weine wohl, es ist wahr, aber . . . es ist . . . vor Freude!“ A. Faure.

Unter Menschenfressern.

1.

„Er schläft, Freunde,“ sagte ganz leise der dicke S h o k a r, indem er mit dem Finger auf den Mann zeigte, welcher mit hinaufgezogenen Beinen außerhalb des Lichtkreises lag . . . „Ich hab' schon lange gesehen, wie sich der Kopf auf den Bart neigt.“

„Mein Bruder,“ verbesserte ihn der schieflende S u n u p a s i, den Mann, aber über die Nase weg, betrachtend, „er ist erwacht; eben hab' ich gesehen, wie er mit dem Daumen eine Mücke zerdrückte.“

„Er hat getöbet?“ rief ein dritter stirnrunzelnd. „Dann gehört er nicht zu meiner Kaste. Ich bin ein J a i n und töte kein lebendes Wesen.“

„Sag' lieber, er ist nicht von unjerer Kaste,“ warf der bengalische S o w a r ein, der unter seinem buschigen Schnurrbart seine weißen Zähne zeigte. „Auch wir respektieren das Menschenleben, außer im Falle berechtigter Verteidigung . . .“

Und er zerdrückte mit dem Absatz seines schweren Reiterstiefels eine Motte, welche um ihn herum geschwärmt war.

„Unnützlich darüber zu streiten,“ entschied mit ernster Miene ein P a n d i t von der Kaste der Brahmanen. „Es handelt sich darum, zu wissen, ob er schläft oder ob er wach ist, das heißt, ob er gehört hat oder nicht, was wir erzählt haben, das heißt, ob er uns selber was erzählen oder still bleiben wird.“

Sie hatten sich alle in einem „Serail“ getroffen, einem Gasthaus für die Karawanen an der Heerstraße, die, viele hundert Meilen weit, nach Delhi führt. Es waren Leute aus allen Schichten und von allen Berufen, von allen vier Enden Indiens hier zusammengekommen! Händler aus Srinagar, Erzgießer aus Bannarès, Wechselrer aus Marwar und Beamte der verschiedenen Provinzen, die auf dem Weg zu ihrer Station oder zu ihrer Familie waren. Von Peshawar nach Comorin, von Kurrachee bis Rangoon führten alle Wege über Delhi, und alle Nebenstraßen mündeten in die Hauptstraße.

Der Serail war auch voll besetzt an diesem Abend. Der orientalischen Sitte entsprechend, hockten die Reisenden auf ihren Matten, schmauchten die „Gula“ und horchten auf die wunderbaren Geschichten von Abenteuern, welche der Reihe nach erzählt wurden.

Ein junger Sikh, der sich etwas abseits von der Gruppe hielt, weil er den Tabak nicht vertrug, ließ das Blut in den Adern gerinnen, indem er von den Kämpfen und Menschenjagden in Arrakan, in Birmanien erzählte.

Ein Graubart mit einem Gesicht wie aus Pergament und schläfrigem Auge erklärte, indem er seine Worte mit Gebärden unterstrich, den Kult des Teufelstanzes in den Höhlen von Travancor. Ein Parsi, wohlbeleibt und wortreich, mit langem Spizhut und einem bis an den Hals zugeknöpften Gewand, erzählte von Dieben, die ihn in Poona-Chat betrunken gemacht hatten, um ihm dann die ganze Baarschaft zu stehlen. Und so folgten sich ohne Unterbrechung dramatische Episoden, bekräftigt mit Gebärden und Geschrei, wobei es sich keiner unterfang, das Erzählte in Zweifel zu ziehen.

In einer Ecke des Saales, außerhalb des Lichtkreises, saß unbeweglich und schweigend ein Greis. Er hatte noch kein Wort gesagt, kein Zeichen mit der Hand gemacht, während die übrigen mit erhobener Stimme Erzählungen begannen oder beendeten. Er trug eine graue Tunika, die ihm bis über die Knie herunterfiel und eine lange weiße Hose. Der Turban aus dunkler Surrha, Seide und Baumwolle, verbarg fast ganz das gebleichte Haar. Neben seiner Matte standen gewöhnliche, wertlose, abgenutzte Schuhe. Gewand und Äußeres würden nicht genügen, um die andern Reisenden Raste und Beruf erraten zu lassen. Er hatte sich so wenig an der Unterhaltung beteiligt, daß man nicht einmal wußte, ob er zugehört hatte. Da diese Interesslosigkeit gegen die Gewohnheit im Serail war, wunderte man sich darüber. Aus diesem Grunde wohl trat jetzt einer der andern auf ihn zu, um ihn nach dem üblichen Gruß also anzureden:

„Du wärest also allein mein Bruder, der uns in dieser langen Nacht nichts zu erzählen hätte? Dir ist doch bekannt, daß man sich an der Unterhaltung beteiligen soll!“

Der Angeredete schlug die Augen auf, als erwachte er aus einem Traum. Als er sah, wie aller Augen auf ihn gerichtet waren, hob er den Kopf und sagte mit sanfter Stimme:

„Ihr irrt, meine Freunde. ich habe wohl zugehört, wenn auch meine Lider geschlossen waren. Ich habe zugehört und habe nicht gesprochen, weil ich nichts zu sagen hatte, das sich mit euren spannenden Geschichten vergleichen ließe.“

„Deine Worte sind süß wie Honig,“ sagte der andere wieder. „Sie beweisen, daß, was in deinem Herzen ist, einen Rosenkranz von Perlen gleicht. Fange nur an, und beim Sara sati, ich versichere dir, es wird schöner sein als alles, was hier erzählt wurde!“

Ein leises Lächeln glitt über die Züge des Alten bei dieser Schmeichelei und ein Blitz zuckte in seinen Augen. Langsam verschwand er wieder und man sah nur noch düstere, vernarbte Wangen.

„Es ist Tatsache, Bruder,“ also begann er, „daß das Schicksal mich schwer bedrückt hat und diese Narben, die Überbleibsel meiner Wunden, würden mich Lüge strafen, wollte ich dieses Lob annehmen.“

Einen Augenblick hielt er inne, wie um seine Erinnerungen zu sammeln. Dann machte er den Reisenden ein Zeichen, sie möchten näher zu ihm herankommen.

„Jawohl, ich töte,“ hub er an. „Ich gebe den Tod, aber nur den wilden Tieren, den Bestien, die den Menschen Gefahr bringen und . . .“

„Ein Shikari!“ rief der Jain aus, indem er aufsprang, denn er verurteilte jeden, der tötete.

„Ich leugne es nicht, Freund. Ich habe getötet . . . zum letztenmal . . . es ist schon lange her . . . aber dies interessiert euch nicht.“

Und er blickte verträumt über die Köpfe der Zuhörer weg, die sich um ihn scharten. Sein Gesicht zuckte konvulsivisch, krampfhaft. Seine Hand legte sich mit veinlicher Bewegung auf den Schenkel in der Leistengegend, wie wenn ihn ein furchtbarer Schmerz plötzlich befallen hätte.

„Verzeiht diesen Anfall, Freunde, aber ich fühle es, als wär's gestern erst gewesen. Und doch sind seither vierzig Jahre verfloßen, noch mehr! Doch möchte ich eure Geduld nicht auf die Probe stellen. Höret also zu!“

Er hatte den Oberkörper aufgerichtet und drückte, während er die Zähne zusammenbiß, mit den Händen bald das Knie, bald das Bein. Seine Lippen bewegten sich, wie um die Erzählung fortzusetzen, dann streckte er schweigend das linke Bein aus, das er bis dahin eingezogen hatte und stülpte die Hose hinauf. Im Halbdunkel sah man eine rote Ritze vom

Schenkel über das Bein bis zum Knöchel laufen, eine häßliche offene Wunde über ein Zentimeter tief.

Der Jain fuhr zurück mit einem Ausruf des Schreckens. Dann hatte er sich gebückt, um die schreckliche Fleischwunde besser zu sehen.

„Aber das ist ja keine Narbe!“ sagte er zurückerschreckend.

„Sie wird sich nie schließen, Freund,“ bekräftigte der Sihari mit einem Ton, der durch die Zähne pfliff. „Sie rührt von einer giftigen Tabe her, die sie vor vierzig Jahren gerissen hat. Zweimal habe ich versucht, sie mit Schwefel und Kupfervitriol zu waschen, um den Brand fern zu halten, aber greifen wir nicht vor . . .“

Wißt denn, meine Freunde, daß ich Sihari wurde, als mir die ersten Haare auf der Lippe sproßten und auf meinen Armen die Muskeln sich zeigten. Man sagte, ich sei beherzt, aber ich war bloß mutig, wie man es sein soll, wenn man jung ist und ich brauchte nicht stolz darauf zu sein, denn das ist ja ein Geschenk der Götter . . .“

Er sprach schnell, wie um über die Vorrede möglichst bald weg zu kommen.

„Die Sahibs liebten die Jagd zu jener Zeit,“ fuhr er fort, „ich rede von der Zeit der Bahaduren. Sie blieben lange im Land und scheuten die großen Treibjagden nicht. Man jagte damals nicht, um aus den Pelzen Geld zu machen und sich dann zurückzuziehen. Damals gebrauchten mich die Sahibs gern, um Tiger, Leoparden oder Wildschweine aufzuspüren, die sie dann selber verfolgten, um ihre Abenteuer zu vermehren. Ich durchlief das Land Tag und Nacht. Bald fand ich in einem Dorfe eine erlegte Büffelkuh, bald die Spuren eines Raubtieres bei den Nesten einer zerrissenen Hirschkuh. Manchmal überfiel mich die Nacht in der Dschungel, wo ich nichts hatte als einen Baumast, um auszuruhen und einige Datteln, um den Hunger zu stillen.“

So ging die Zeit dahin, Tag für Tag, ich kannte weder Haus noch Herd. Dabei hatte ich mich nicht zu beklagen. Ich habe in der Dschungel seltsame Dinge gesehen, ich weiß, wie die Tiere unter sich leben, fühlen und sich unterhalten, absolut wie die Menschen, denn

sie haben eine Sprache, wie . . . Aber davon will ich euch jetzt nicht reden . . .

Seit einigen Tagen war mir nichts mehr geglückt. Da war ich entschlossen, koste es, was es wolle, den mir gewordenen Auftrag auszuführen; ich sollte einen Tiger von mindestens zehn Fuß Länge aufspüren, um mir meinen Monatslohn zu verdienen. In dieser Absicht brach ich am Morgen nach der Dschungel auf. Ich hatte eine Doppelflinte. Es war das Geschenk eines Sahibs, der mich fünf Jahre in seinem Dienst behalten hatte, um dann in sein Land, zu seiner Frau zurückzukehren. Ein Pulverhorn, eine Tasche mit Kugeln und Patronen vervollständigte die Ausstattung. Ich brauchte nicht selber zu schießen. Das besorgten schon die Sahibs. Meine Waffe sollte lediglich zur Verteidigung dienen, für den Fall, daß ich mich zu weit vorwagte oder daß ich zuerst vom Tier bemerkt wurde.

Nach einer halben Stunde unterwegs, da ich noch einen Büffelschrei („gao-cosi“) von der Dschungel entfernt war, traf ich auf eine kleine Büffelherde; es waren ihrer dreißig, sechsundzwanzig Kühe, vier Stiere, die man zur Weide führte. Ich kannte den Treiber, mit dem ich gelegentlich meiner Unternehmungen schon Worte gewechselt hatte. Ich ging an seiner Seite. Wir sprachen von allerlei gleichgiltigen Dingen, von der Milch dieser und jener Kuh, vom Kälbchen, das eine andere werfen würde, vom störrischen Stier und ähnlichen unwichtigen Sachen. Ich hörte nur zerstreut hin; er merkte dies und suchte wohl meine Aufmerksamkeit durch eine interessantere Erzählung zu verdienen.

„Heute morgen,“ sagte er, „blies der Südwind von der Dschungel her. Als wir uns just einem kleinen Wasserlauf näherten, den wir an einer Furt überschreiten mußten, gaben die Kühe plötzlich Zeichen von Angst und waren nahe daran, davon zu laufen, während die Stiere die von der Dschungel kommende Brise schnupperten und sich, mit abwärtsgerichteten Hörnern, in Postur stellten, um gegen einen Feind anzurennen.“

Der Treiber versicherte mir, er habe die Stelle nach unten und oben abgesehen, ohne Verdächtiges zu bemerken.

Ich hörte ihm zu, ohne meine Ungeduld zu

verraten. Ich wollte ihm nicht sagen, was mich meine Erfahrung mit der Dschungel daraus schließen ließ. Es konnte ja doch auch nichts sein, und ohne Not wollte ich ihm nicht bange machen. Ich verharrte also im Schweigen, bis wir am Eingang der Dschungel standen.

„Was du mir da erzählst, mein Freund,“ sagte ich ihm, als ich von ihm fortging, „hat wohl für dich nichts zu bedeuten und betrifft nur deine Herde. Wenn du aber an diesen Ort in der Nähe der Dschungel zurückkommst, so klettere unverzüglich auf den nächsten Baum, falls du wieder die Erregung deiner Tiere merkst; diese überlässest du dann ihrem Schicksal!“

Daraufhin setzte ich meinen Weg allein fort. Die Dschungel war nicht mehr weit. Rechts floß der schmale Wasserlauf, den der Treiber weiter oben überschritten hatte. Unnützlich zu sagen, daß ich am Ufer entlang ging. Ich mußte wohl, daß es in der Nähe von Wasser immer gefährlich ist, in die Dschungel einzubringen, wo man keine drei Schritte mehr vor sich sehen kann. Denn die Raubtiere kommen zur Tränke und so läuft man Gefahr, überfallen zu werden. Am Ufer stehen Bäume, die man im Notfall besteigen kann und außerdem trägt die Wasseroberfläche das Geräusch des Gebrülls weit fort. Doch interessieren diese Einzelheiten aus dem Leben der Dschungel nur die Jäger.

Ich ging Schritt vor Schritt, den Blick gesenkt, ohne auf eine Spur zu stoßen. Ich schloß daraus, daß die Tiere der Herde sich umsonst geängstigt hatten, oder daß das Raubtier, das sie ahnten, sein Versteck nicht verlassen hatte. Meiner Lage sicher, entnahm ich dem Gürtel, da ich den Hunger spürte, einige „Chappaties“, ließ mich nieder, um in aller Ruhe zu essen.

Ich war eben damit fertig und im Begriff ans Wasser zu gehen, um zu trinken, als ich einen seltsamen dumpfen Ton hörte. Ich drehte das Ohr nach dem Wind und horchte. Aber ich hörte absolut nichts. Ich dachte, es sei nichts gewesen und bückte mich übers Wasser. Im Augenblick, da ich den Wasserspiegel mit dem Kinn berührte, hörte ich den Ton wieder, deutlicher diesmal.

Um mir darüber klar zu werden, legte ich

das Ohr auf den Wasserspiegel und verdoppelte, meine Aufmerksamkeit. Es war ein fortgesetztes Gestampfe, zuerst ganz ungenau, nach und nach aber so stark, daß das Echo des wilden Laufs durch den Wasserspiegel fortgetragen werden konnte. Einige Minuten später beachtete ich, wie das Geräusch, das Wasser und Erde vibrieren machte, auf mich zukam.

Ich erhob mich, griff nach der Flinte und bereitete mich auf die Gefahr vor. Das Geräusch war schon merklicher geworden. Jetzt war es ein Wutgebrüll, kurz und dumpf, unterbrochen durch wildes Muthgeschrei, welches die Angst erzeugt.

Plötzlich stieß eine schwarze Masse, so dicht wie eine schwarze düstere Wolke, ungefähr fünfhundert Schritte von meiner Rechten, aus der Dschungel hervor und warf sich ins Wasser.

Ich erkannte eine Büffelherde.

Wie der Wirbelwind durchschnitten sie das Wasser, um, von Angst gepeitscht, das andere Ufer zu gewinnen, wo sie in voller Wut, den Schwanz in der Höhe, querselbein rasten.

Während sie schwammen, hatte ich sie gezählt. Es waren ihrer neunundzwanzig, vier Stiere und fünfundzwanzig Kühe. Von der Herde, die ich am Morgen gesehen, fehlte also eine Kuh und der Treiber. Ich konnte mir denken, was aus ihnen geworden war. Nur verstümmelten Leichen lagen ohne Zweifel in der Dschungel. Das Unglück war geschehen, eine fatale Sache.

Für mich bestand vorläufig keine Gefahr. Um sich an dem Menschen und dem Büffel zu weiden, in der Nähe des Wassers zur Tränke, wick der Angreifer, wer es auch sein mochte, nicht von der Stelle vor Verlauf einer Woche. Er fraß daran jeden Tag. Die wilden Tiere haben diese Gewohnheit. Ich konnte also die Spur fixieren und zu den Sahibs zurückkehren, um sie darauf aufmerksam zu machen.

Aber ein Hindernis bestand immerhin. Wenn ich die Dschungel betrat, wo sich zufällig der Feind aufhielt, konnte er über mich herfallen, wie über ein Schaf. Ich kletterte darum nach kurzem Besinnen auf einen Baum, um die Gegend auszukundschaften. Das Tier mußte zur Tränke kommen und konnte meinen Blicken also nicht entgehen.

Unbeweglich saß ich auf dem Baum zwei Stunden lang, den Blick auf das Wasser gerichtet. Aber nichts Lebendiges zeigte sich, nicht einmal ein Eichhörnchen. Schließlich gewahrte ich am Horizont eine große unförmliche Wolke. Nach und nach wurde sie größer, bis ich eine Schaar Geier vor mir sah. Sie zogen weite Kreise im Flug und kamen näher und näher; seltsam erschien es mir, daß keiner dieser Vögel sich niederließ.

Über eine Stunde behielt ich sie im Auge. Endlich kreisten sie just über der Mitte der Dschungel, ungefähr fünfhundert Meter von mir entfernt. Ihre Kreise ziehend, kamen sie herab bis zu den Wipfeln der Bäume. Dann verschwand plötzlich einer der größten in der Dschungel, indem er ein rauhes Geträuchel hören ließ und ihm folgten alsbald die andern.

Ich wußte nicht, wie ich mir diese Erscheinung erklären sollte. Aber das eine schien mir sicher: wenn die Geier nun nicht mehr fürchteten, hernieder zu steigen, während sie kurz zuvor noch davor zurückschreckten, mußte die Gefahr vorüber sein. So raisonnierte ich. Und das erste mal im Leben täuschte ich mich. Jedem passiert das einmal und ich hatte Eile, meinen Monatslohn zu verdienen.

Ich ließ mich also vom Baum hinunter gleiten und schlich vorsichtig der bewußten Stelle zu. Zum Glück war der Dschungel gut beizukommen, das Gras stand nicht hoch an dieser Stelle. Sachte ging ich vorwärts, dichtes Gebüsch vermeidend, worin sich der Feind verbergen konnte und nach jedem Schritt hielt ich inne, um nach dem Geschrei der Nasgeier zu horchen, das mich leitete.

Der Flügelschlag und das rauhe Geschrei wurden immer vernehmlicher. Ermutigt durch die Beobachtung, daß diese Raubvögel ja noch auf dem Boden waren, beeilte ich den Schritt und brachte die Flinte in Anschlag. Einige Minuten später konnte ich durch weniger dichtes Gebüsch hindurch und kam auf einen freien Platz, den Bäume in unregelmäßigen Zwischenräumen umstanden. In der Mitte lag eine formlose Masse, ganz und gar von den Nasgeiern bedeckt, die sich um den Raub stritten und diesen mit Schnabel und Krallen zerfleischten. Andere Geier, die sich bereits gesättigt oder noch den Rest ihrer Beute zu

verzehren hatten, saßen auf den Bäumen ringsum.

Da hielt, wie mit einem Ruck, alles inne mit der furchtbaren Beschäftigung, die Geier stießen einen durchdringenden Schrei aus, um die andern zu warnen und schlugen mit den Fittichen.

Sw-ish-sh! sw-ish-sh-sh! sw-ish-sh-sh! Wie eine Wolke ging der Flug der verängstigten Geier in die Höhe. Unten lag das Gerippe eines Büffels, ein kahl abgenagtes Skelett, nichts weiter mehr als Knochen und Hufe. Ich besah mir dieses düstere Schauspiel als...

Hier machte der Erzähler plötzlich Halt. Nach vierzig Jahren noch empfand er am ganzen Körper die Schmerzen, die er hatte erleiden müssen. Die Hand krampfte sich nervös auf dem Schenkel zusammen. Seine Kniee schlugen gegeneinander... Erst nachdem der Krampf vorbei war, nahm er langsam, ein bitteres Nücheln auf den Rippen, den Faden wieder auf:

„Ich mußte nicht bei Sinnen gewesen sein, als ich glaubte, wenn die Nasgeier vor dem Feind die Flucht nehmen könnten, würde ich das auch können. Ich vergaß, daß sie Flügel hatten. Was nun kam, ist in meiner Vorstellung immer nur unklar geblieben. Was ich noch weiß, ist ein furchtbares Wutgebrüll, das ganz in meiner Nähe ertönte. Ich drehte mich um, die Flinte im Arm. Ein dumpfes Knurren, gefolgt von einem neuen Gebrüll. Eine gelbe Masse ging vor mir in die Höhe und brach über mir zusammen. Mir summten schrecklich die Ohren, noch zehn Schritte weiter und ich schlug mit dem Kopf hart gegen den Boden. Jetzt verlor ich das Bewußtsein...

Als ich wieder zur Besinnung kam, war es mir, als hätte ich geträumt oder vielmehr Alptrüben gehabt. Ich empfand einen heftigen Schmerz im rechten Schenkel und ein immer stärkeres Brummen im Kopf. Dazu kam, daß mich Hände und Füße brannten, wie von Biß- und Kratzwunden. Ohne Unterlaß erschien es mir, ich fielen, ohne daß ich aber jemals den Boden berührte.

Als ich so langsam wieder zu mir gekommen war, tat ich endlich die Augen auf. Da sah ich etwas Sonderbares, was mir unbegreiflich war.

Mit dem Gesicht berührte ich fast den Boden und doch entschwand mir dieser immer mit schwindelnder Schnelligkeit. Ich hob den Kopf etwas und sah eine mächtige Masse sich bewegen, mit schwarzen und gelben Streifen, auf eilenden Füßen, nur einen Schritt von mir und dahinter einen langen Schweif, steif nach oben gebogen. Zugleich blieben meine Hände und Füße an Disteln und Dornen hängen. Ich wurde fortgeschleppt, ohne daß ich's hindern konnte.

Ich begriff endlich. Ich wurde fortgeschleift. Ich war zwischen den Zähnen eines Tigers...

II.

Das Tier hatte mich mit den Zähnen am Schenkel gepackt und schleifte mich über den Boden hin, wie eine Katze die Maus.

Als ich mir über meine Situation klar war, fiel ich vor Schrecken in Ohnmacht. Jeder an meiner Stelle, meine Brüder, selbst der mutigste und stärkste, wäre dem Schrecken unterlegen, wenn er sich im Rachen eines Tigers gesehen hätte und er hätte die Besinnung verloren wie ich. Dabei war dies meine Rettung, denn hätte ich einen Schrei, einen Seufzer ausgestoßen, so hätte ich mich verraten. Der Tiger mußte mich für tot halten und also für unnütz erachten, mir den Rest zu geben.

Wie lang dies dauerte — ich weiß es nicht. Ich habe noch dunkel in der Erinnerung, als sei ich wie ein Sack auf den Boden geworfen worden. Wahrscheinlich blieb ich lange wie tot liegen. Das erste Zeichen, daß ich zum Leben zurückkehrte, war der gesteigerte Schmerz in allen Gliedern. Mein Kopf schien in Stücke zu gehen und in den Ohren brummte es unaussetzlich, noch heftiger als zuvor. Zugleich marterte mich ein namenloser stechender Schmerz in der Leistengegend. Ich mußte den Verstand verlieren! Auch wenn ich heute wieder daran denke, meine Freunde, krampft sich mir die Kinnlade wie in einem Schraubstock... Die Ursache dieser Pein war mir bald klar. Das Tier hatte mir die Zähne so tief eingeschlagen, daß ich mich nicht losmachen konnte. Indessen konnte ich mich vergewissern, daß

ich in einer Erdenhöhlung lag und darum herum kleine Sandhügel. Es war dies nur eine flüchtige Orientierung, da...

Ein leises Schnarchen, ein heißer Atem wurden hörbar. Ich wagte mich nicht zu rühren, nicht einmal die Augen zu öffnen. Ich war wie tot, leblos, und hielt den Atem an, aus Angst, das Heben und Senken der Brust würde den Verdacht des Ungeheuers erregen.

Ich wußte, daß der Tiger ganz in der Nähe war, aber wo? War er in der Nähe, um mich zu überwachen, indem er mich unter den Krallen hielt, wie die Katze die Maus? Der Schmerz, der mir durch die Hüfte stach und meine Kräfte nach und nach schwächte, war derart, daß ich mich sterben fühlte. Dann aber stieg langsam, wie im Traum, ein Zweifel in mir auf. Warum hatte mich das Tier denn nicht in Stücke gerissen? Eine geraume Zeit war vergangen, Stunden vielleicht, seit dem Augenblick, da ich zu Boden geschleudert worden war; warum also zögerte der Tiger, seinen Hunger und seinen Blutdurst an mir zu stillen, was doch so natürlich war?

Ich dachte nach — etwas anderes konnte ich nicht tun, aber es war mir unmöglich, eine Erklärung zu suchen. Es war mehr die beängstigende Bestürzung dessen, der sich schon dem Tod ausgeliefert sieht und nun nach dem letzten Mittel greift, um sich das Leben zu retten. In diesen Augenblicken vereinigte sich meine Erfahrung mit meiner Kenntnis der Dschungel in diesem einzigen Gedanken.

Nach und nach war es mir möglich, wieder Folgerungen zu ziehen. Der Tiger hatte sich wohl am Büffel vollgefressen und war in dem Moment zur Tränke gegangen, in welchem die Nasgeier mich in Sicherheit gewiegt hatten. Auf dem Rückweg hatte er mich entdeckt, in einem Satz zusammengeschnitten und dann fortgeschleppt. Jetzt war er gesättigt und hatte kein Bedürfnis mehr zu fressen vor Sonnenuntergang. Er konnte warten, er hielt mich ja für tot!

Eine Idee fuhr mir da wie ein Blitz durch den Kopf. Ich kannte ja die Gewohnheiten der Raubtiere. Vielleicht gab es noch einen Ausweg zur Rettung.

Ich raffte alle meine Kräfte zusammen und

strenge mein Gehör an, mit gespannten Nerven. Ein neues Schnarchen...

Ein leises Geräusch, regelmäßig, wie die Bewegung des Atems, auf und ab. Ich zählte die Schläge meines Herzens. Sechs, drei auf, drei ab.

Ich verstand: der Tiger schlief!

Aber wo? Ich wagte mich nicht zu erheben, denn die Tiere der Dschungel haben einen leichten Schlaf, der Fall eines Blattes kann sie aufwecken. Ich hätte nicht gespannter horehen können. Nach und nach gewöhnte ich mich an die Regelmäßigkeit des Geräusches. Es schien von den Füßen her zu kommen. Ich lag auf der linken Seite, die Arme über dem Kopf, die Beine halb aufgezogen; so hatte mich das Ungeheuer hingeworfen. Ich sah nach den Füßen, aber ich bemerkte nichts. Dann drehte ich langsam, vorsichtig den Kopf und hob ihn ganz sachte, derart, daß ich noch immer unbeweglich erscheinen konnte, wenn etwa das Tier unversehens aufwachte.

Ein rascher Blick und ich gewahrte das Tier, das zu meinen Füßen, aber einen Schritt weit entfernt lag, auf der rechten Seite, den gewaltigen Kopf auf den zusammengelegten Vorderbeinen. Das war alles, was ich unterscheiden konnte. Ich hatte Angst, meine Untersuchung weiter zu treiben.

Ich schloß die Augen wieder, stellte mich aufs neue unbeweglich, wobei ich in Gedanken fortgesetzt arbeitete, so lange mir Zeit verblieb. Hätte ich etwa riskiert, aufzuspringen und die Flucht zu nehmen, hätte mich das Tier im Nu eingeholt. Allerdings hatte ich zu meiner Linken einen Baum ausfindig gemacht, drei Schritte von meinem Kopf entfernt. Aber ich konnte mich nicht vergewissern, ob er Äste so tief hatte, daß es mir möglich war, schnell genug hinauf zu klettern. Nein, ich mußte mir anderes erdenken, was eine bessere Garantie war, aber dann unverzüglich.

Die Anstrengungen, die ich machen mußte, um den Hals in einer so wenig natürlichen Stellung zu behalten, hatte die Kräfte meines ohnehin schon schwer mitgenommenen Körpers erschöpft. Ich war genötigt, meinen Kopf zu beugen, um ihn auf den Arm niederzulegen. Noch einen Blick, bevor ich die Augen

wieder zu schließen, um meinen Geist zu sammeln, und...

Aber was war das? Dort hinter dem Baumstamm? Hinter dem Tier pendelte ganz deutlich für mich ein Fetzen grauen Stoffs herunter, ungefähr fünf bis sechs Fuß über dem Boden... Was war das? Noch kurz zuvor hatte ich nichts bemerkt. Aber jetzt sah ich's immer deutlicher. Was konnte es nur sein?

Langsam, unbemerkt lehnte ich den Kopf zurück. Dann blickte ich rasch hinauf und — mußte an mich halten, um nicht aufzuschreien...

Dort stand ein Mann aufrecht auf einem Ast, etwa vier Meter vom Boden und hielt sich an einem andern Ast fest, ein Meter über ihm. Der graue Stoff war sein aufgerollter Turban. Diesen hatte er um die Äste unter und über ihm geschlungen, um einen bessern Halt zu haben.

Ich erkannte sofort den Viehtreiber. Aber wie war er da hinauf gekommen? Doch greifen wir nicht vor!

Sollte ich's wagen? Ein verzweifelter Sprung konnte mir Leben oder Tod bedeuten. Nein, ich wollte noch warten. So wie ich da lag, konnte ich diese Anstrengung nicht wagen. Ihr versteht wohl meine Lage, Brüder, auf der linken Seite ausgestreckt, die Arme über dem Kopf, die Beine halb an mich gezogen. Einen Schritt unten an mir schlief der Tiger, bei meinen Füßen. Hinter meinem Kopf, auf drei Schritt Entfernung, stand der Baum...

Wenn ich jetzt aufsprang, konnte ich am Baum höchstens ein bis zwei Fuß hoch kommen, bevor das Tier aufwachte, um sich auf mich zu stürzen und mich auch sicher zu ergreifen. Es mußte also auf andere Art versucht werden. Ich sage euch das in vielen Worten, aber, meine Freunde, ihr kennt nicht die Schrecken der Dschungel.

Ich preßte die Knie aufeinander, damit mein Atem nicht hörbar wurde und begann die Beine zu rühren, jeden Augenblick innehaltend, aus Angst, es möchte der Sand knistern und den Tiger aufwecken. Da hörte ich ein Knacken von Gliedern — die furchtbaren Pranken reckten und streckten sich auf dem Boden aus. Ich wurde steif wie ein

Stück Holz... Das Tier hatte sich im Schlaf auf die andere Seite gelegt.

Langsam, sachte bewegten sich meine Knie, der linke Arm näherte sich dem Kinn in einer Bewegung, wie die der Schlange, die sich zusammenrollt, bis die Hand mit der Fläche den Boden berührte. Mit zusammengepreßten Zähnen, den Hals noch mehr gereckt, hob ich den Kopf mit dem Arm. Meine rechte Ferse stieß den linken Schenkel rasch zurück, die Muskeln waren aufs höchste gespannt, ich holte stark Atem und ganz sachte, fast ohne mich zu rühren, ohne recht selber zu wissen, was ich gemacht hatte — stand ich aufrecht auf den Füßen. Mit angstvollen Augen betrachtete ich das Tier zu meinen Füßen.

Ich konnte einen Schritt machen, nur einen, denn die Berührung meines Fußes mit den Boden mußte naturgemäß ein größeres Geräusch machen als das Fallen eines Blattes, was schon das Ungeheuer aufwecken konnte... Der zweite Schritt — unmöglich, ich durfte einen zweiten Schritt nicht riskieren! Und ich mußte drei Schritte machen! Drei Schritte bedeuteten die Distanz zwischen Leben und Tod und wenn es der Tod war, so war es der furchtbarste...

Drei Schritte konnten mich retten, wenn der Tiger nicht vorher erwachte, drei Schritte trennten mich von meiner Rettung. Der Baum war dick, mit einem Durchmesser von wohl zwei Fuß. Er war meine einzige Rettung. Götter, steht mir bei! Verleiht meinen todmüden Gliedern und meinen starren Armen Kraft! Schlagt den Feind mit Blindheit, wenn auch nur für zwei Sekunden, damit er mich nicht sehen kann! Götter, ich sehe zu euch!

Ich machte die Schritte, wie die Kinder der Sahibs in der Schule... Ein Schritt, zwei, drei... Mein Gebet wurde erhört. Dann ein Sprung, ein einziger, mächtiger verzweifelter Sprung und ich fiel hinter den Baum... Es ging auf Leben und Tod, ich griff nach dem herabhängenden Stoff.

„Achtung, Bruder!“ rief der Treiber, indem er mich hinaufzog.

Zuerst geblendet durch den Sandstaub, der durch meine raschen Bewegungen aufgewirbelt wurde, hatte sich der Tiger, heulend vor Wut,

aufgerichtet. Er warf einen furchtbaren Blick um sich, bis er mich entdeckte. Meine Bewegungen während des Kletterns hatten mich verraten. Es galt sieben, acht, neun Fuß hoch zu steigen.

„Achtung, Bruder, zieh die Beine ein! Der Tiger springt am Stamm heraus!“

Er sprang in der Tat. Ich hatte die Beine an mich gezogen, mit den Fußsohlen hielt ich mich am Stamm, die Knie standen weit davon ab, in einer Höhe von neun Fuß. Ein unbeschreibliches Gebrüll ertönte. Eine dunkle Masse glitt an mir vorbei — und sofort fühlte ich einen stechenden Schmerz vom linken Knie bis zum Knöchel.

Dann ein dumpfes Geräusch unter mir — der Tiger war zurückgefallen. In meiner Angst zog ich mich weiter hinauf, zehn, elf Fuß. Noch ein Ruck und ich konnte mich am rettenden Ast halten.

Ein neues Wutgeheul durchschnitt die Luft. Ich klammerte mich mit beiden Händen an den Ast, jetzt faßte mich eine robuste Hand am Arm. Ich war gerettet, zwei Finger breit vom Tod errettet! Das wutschnaubende Tier stieß im Sprung wiederholt gegen meine Fersen. Ein oder zwei Fuß tiefer und ich wäre rettungslos das Opfer dieser furchtbaren Kinnbacken geworden.

„Haltet mich, es wird mir übel!...“

Das war alles, was ich noch sagen konnte. Alles schien mit mir im Kreis sich zu drehen, in einen Nebel, der immer düsterer wurde.

Aber es war nicht wegen der übermenschlichen Anstrengung und der namenlosen Angst; es war das Blut, das in Strömen aus der häßlichen Wunde quoll. Die Krallen des Tigers hatte mir das Bein aufgerissen, eine tiefe, blutende Furche, eine schreckliche Wunde. Der Treiber band mir den Turban um das Bein, damit der Blutfluß möglichst gestillt wurde und befestigte mich am Ast, auf dem ich saß.

Und der Tiger? Was tat er? Was wilde Tiere tun in solchem Fall. Bald kratzte er den Boden auf vor Wut, bald stellte er sich auf die Hinterbeine, brüllend und wieder springend. Schließlich begnügte er sich in seiner Ohnmacht damit, die Blutlache am Fuß des Baumes aufzulecken, von Zeit zu Zeit

gerige Augen zu mir erhebend, die nach mehr verlangten. Habt ihr, meine Freunde, jemals von diesen Menschenfressern gehört? Wenn sie einmal Menschenblut geleckt haben, liegen sie monatelang vor der Stadt. Ihr begreift unsere Angst, als wir sahen, wie das Tier hungrig und durstig da bleiben zu wollen schien.

„Mut, Bruder!“ sagte jetzt der Treiber, den ich in meiner Bewußtlosigkeit kaum verstand. „Sie kommen mir zu Hilfe, sie können nicht mehr weit sein!“

„Sie? Wer? Wo? Wie?“ brachte ich heraus, „wer weiß denn, daß wir in Gefahr sind?“

„Wer? Ei, die Büffel! Sie müssen schon lange im Dorf sein, ihre Rückkehr aber hat sicher die Bewohner allarmiert, die über das Schicksal der einen Kuh und über das meinige nicht im Zweifel sein können. Unsere Retter werden die Spuren finden.“

Das dünkte mich eine schwache Hoffnung. Das Dorf lag zwölf Kilometer entfernt. Aber die Sonne war noch nicht am Untergehen, die Zeit konnte noch benützt werden. Wir warteten also. Der Tiger auch. Eine Stunde verstrich. Schon stand die Sonne nur noch in der Höhe der Gebüsch. Wir hatten noch eine Stunde Tag vor uns, noch eine Stunde und dann kam die Nacht, der Hunger, der Tod...

Da stieß mich der Treiber an. „Hörst du, Bruder?“ sagte er, das Ohr gegen den Wind haltend.

Ich horchte. Der Wind strich durch die Blätter. Unter uns leuchtete, knurrte, kratzte der Tiger. Endlich hörte ich ein dumpfes Rollen wie von einem entfernten Gewitter. Ich schaute gen Himmel. Das Firmament war wolkenlos, von einem vollkommenen Blau.

„Nein, nicht dort,“ bedeutete mir der Treiber. „Ich glaube es kommt von da drüben.“

Und er machte mit dem Kopf ein Zeichen nach dem Dorf. Ich versuchte in dieser Richtung zu schauen, aber die Dschungel und das Gebüsch hinderten den Blick auf die Ebene dahinter. Nach und nach steigerte sich das Geräusch, man konnte es immer deutlicher hören. Zehn Minuten, zwanzig Minuten verstrichen wieder. Da stießen wir einen Freun-

denschrei aus. Wir hatten die unsern erkannt. Sie schlugen den Tamtam und sangen dazu auf ihre Art, aber diese Musik, so schrill und wild sie war, erschien uns in unserer Lage himmlisch.

Brüder, ich bin am Ende. Es waren ihrer hundert, mit gespitzten Pfählen und Knütteln, alles tüchtige Leute. Die Sahibs hatten sie auf der Jagd oft als Treiber gebraucht. Sie waren in genügender Zahl um den Tiger nicht fürchten zu müssen. Übrigens hatten sie Reserve: die Herde der Büffel, die ihre dreifüßlangen Hörner gegeneinander stießen, während ihre Hufe den Boden zerstampften und die dampfenden Nüstern von Angriffslust zeugten.

Habt ihr jemals schon eine Büffelherde über die Ebene dahinjagen sehen? Nein. Der Tiger wartete nicht, bis sie kamen. Er hatte sich aufgerichtet, leuchtend vor Wut; da er die Büffel mitterte, duckte er den Schädel, zog den Schweif ein, wie ein gezüchtigter Hund und verschwand im Dickicht auf der andern Seite.

„Ja, meine Freunde,“ so schloß der alte Shilari, indem er seine schweigsamen Zuhörer betrachtete, „ich habe jahrelang in der Dschungel gelebt und habe viele Gefährten kennen gelernt, die, wie ich, Jagd auf wilde Tiere gemacht haben; aber niemals hörte ich von einem Sterblichen, der mitten in der Dschungel in den Krallen, im Rachen eines Tigers lag und später dieses Abenteuer noch erzählen konnte!“

Die Sense.

Ich war just zugegen, als Meister Sergely Czomal in den Laden des Eisenhändlers trat.

„Guten Tag zusammen“, sagte er.

„Guten Tag! Was beliebt?“

„Ich möchte eine Sense haben.“

Der Händler beeilte sich, um ihm einen ganzen Armvoll Sensen zu bringen. Meister Czomal ließ seinen Blick über die Werkzeuge gleiten: „Die Marke ‚Kanone‘ muß es sein!“ machte er verächtlich.

Der Händler trug die Sense mit der Marke „Stier“ zurück und brachte das Verlangte.